



Das Gleichnis vom verlorenen Sohn

als Totensonntags-Betrachtung.

Um das Titelbild unserer heutigen Heimatblatt-Ausgabe verstehen zu können, möchten unsere Leser einmal das 15. Kapitel des Lukas-Evangeliums in unserer Bibel auf-

schlagen. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn steht dort geschrieben, der da auszog und sein Erbe verpraßte, hernach aber heimkehrte nach langer Trübsal, die ihn zur Besinnung und zur Buße brachte: „Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße!“ Wie tief müssen wir Menschen doch oft erst sinken, ehe wir von unserer irdischen Wanderfahrt den Weg wieder heimfinden ins ewige Vaterhaus, den Weg zu Gott, der unser Vater ist und zu dem wir auch bekennen, daß wir nicht wert sind, seinen Christenmamen zu tragen, wie das unser Bild zeigt. Wieviele aber sind unter uns, die diesen Weg überhaupt nicht mehr finden, weil sie Beten und „Buße tun“ verlernt haben. Da kommen freilich Bußtag und Totensonntag und bleiben unverstanden in ihrer Predigt. Und wieviel Freude würde doch sein im Himmel über einen Sünder,

der heimkehrt und Buße tut! Ob du, lieber Leser, bei Betrachtung unseres Bildes nicht doch einmal nachdenklich werden könntest? — Nichts ist doch gewisser als dein Tod! Wir wissen freilich nicht, wird er heute kommen oder morgen, wissen auch nicht, ob du dieses Jahr wirst noch beenden können oder ob du noch manch Neues wirst beginnen dürfen —, aber eins wissen wir doch: Eines der Tore, durch das du gehst von Jahr zu Jahr, das wird das letzte deines Lebens sein. Wenn doch dann auch an den

Stufen dieses Tores, das hinüberführt in die Ewigkeit, ein gütiger Vater stünde, wie dieser hier, der dich eingehen ließe in die Seligkeit.

Heute oder morgen — hatten wir gesagt. Reinst du da wirklich, daß das alles noch Zeit hätte, daß du den Weg schon dorthin noch finden würdest? Ich aber sage dir, du kannst allein den Weg überhaupt nicht finden. Der aber, der im Lukas-Evangelium unserer Bibel aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn zu dir spricht, will ihn dir zeigen. Ganz andere wie du haben sich ihm anvertraut. Denken wir an den größten Toten dieses Jahres — an Hindenburg. Als man in jener mitternächt'gen Stunde den Sarg von Neudorf herauf trug zur letzten Fahrt gen Lannenberg, dorthin — wo zwischen den Türmen hochaufgerichtet das Kreuz steht — klang als das Sterbelied Hindenburgs: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben. Dieses weiß ich, soll ich nicht darum mich zufrieden geben, was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht?“ Nun sollst auch du, lieber Leser, heute

zum Totensonntag dir einmal Gedanken über das Ende deines Lebens machen. Furcht und Grauen packt da freilich manchen von uns. Nur nicht an ihn denken — an den Tod, den Knochenmann — wie ihn die Menschen oft sahen. Wir hätten unseren Lesern auch ein anderes sehr kunstvolles Bild zeigen können, vom „Zug des Todes“, der da als Sensenmann mit der Hippe auf der Landstraße zieht, Jung und Alt mit sich gehen heißt, der Abschiedsweg, Sorge und Trübsal am Begrande läßt. Aber das



wäre doch nicht die rechte Totensonntagspredigt für uns gewesen. Wir bleiben bei unserem Bilde. In ihm ist Hoffnung, in ihm ist die rechte Zuversicht christlichen Glaubens. Nicht zum Sterben gehst, sondern zum ewigen Leben! Trotz Sünde und Not „sind wir durch der Hoffnung Band zu genau mit ihm ver-

bunden, daß die starke Glaubenshand ward in ihm gelegt be-funden“. So die Predigt unseres Bildes am Totensonntag für jeden, auch für den Ärmsten und für den verlorensten Sohn, wenn er nur Buße tut, um hernach einzugehen ins himmlische Vaterhaus!
S. Sdl.

Kleider machen Leute / Eine Erzählung von Gottfried Keller

(2. Fortsetzung und Schluß.)

Aus einem düstigen bereiften Walde heraus brach ein Wirrwarr von bunten Farben und Gestalten und entwickelte sich zu einem Schlittenzug, welcher hoch am weißen Felsrande sich auf den blauen Himmel zeichnete und ebenfalls nach der Mitte der Gegend hinglitt, von abenteuerlichem Anblick. Es schienen meistens große bäuerliche Lastschlitten zu sein, je zwei zusammengebunden, um absonderlichen Gebilden und Schaustellungen zur Unterlage zu dienen. Auf dem vordersten Fuhrwerke ragte eine kolossale Figur empor, die Göttin Fortuna darstellend, welche in den Aether hinauszustiegen schien. Es war eine riesenhafte Strohpuppe voll schimmernden Flittergoldes, deren Gazegewänder in der Luft flatterten. Auf dem zweiten Gefährte aber fuhr ein ebenso riesenmäßiger Ziegenbock einher, schwarz und düster abstechend und mit gekrümmten Hörnern der Fortuna nachjagend. Hierauf folgte ein seltsames Gerüste, welches sich als ein fünfzehn Schuh hohes Bügeleisen darstellte, dann eine gewaltige schnappende Schere, welche mittels einer Schnur auf- und zugeklappt wurde und das Himmelzelt für einen blau-

seidenen Stoff anzusehen schien. Andere solche landläufigen Anspielungen auf das Schneiderwesen folgten noch, und zu Füßen aller dieser Gebilde saß auf den geräumigen, je von vier Pferden gezogenen Schlitten die Seldwylser Gesellschaft in buntester Tracht, mit lautem Gelächter und Gesang.

Als beidezüge gleichzeitig auf dem Plage vor dem Gasthaus aufzuziehen, gab es demnach einen geräuschvollen Auftritt und ein großes Gedränge von Menschen und Pferden. Die Herrschaften von Goldach waren überrascht und erstaunt über die abenteuerliche Begegnung; die Seldwylser dagegen stellten sich vorerst aemütlich und freundschaftlich bescheiden. Ihr vorderster Schlitten mit der Fortuna trug die Inschrift: „Leute machen Kleider“, und so ergab es sich denn, daß die ganze Gesellschaft lauter Schneidersleute von allen Nationen und aus allen Zeitaltern darstellte. Es war gewissermaßen ein historisch-ethnographischer Schneidersfestzug, welcher mit der umgekehrten und ergänzenden Inschrift abschloß: „Kleider machen Leute!“ In dem letzten Schlitten mit dieser Ueberschrift sahen nämlich, als das Werk der vorausgefahrenen heidnischen und christlichen Rabtbesessenen aller Art, ehrwürdige Kaiser und Könige, Ratsherren und Stabsoffiziere, Prälaten und Stiftdamen in höchster Gravität. Diese Schneiderwelt wußte sich gewandt aus dem Wirrwarr zu ordnen und ließ die Goldacher Herren und Damen, das Brautpaar an deren Spitze, bescheiden ins Haus spazieren, um nachher die unteren Räume desselben, welche für sie bestellt waren, zu besetzen, während jene die breite Treppe empor nach dem großen Festsaale rauschten. Die Gesellschaft des Herrn Grafen fand dies Benehmen schicklich, und ihre Ueberraschung verwandelte sich in Heiterkeit und beifälliges Lächeln über die unverwundliche Laune der Seldwylser; nur der Graf selbst hegte gar dunkle Empfindungen, die ihm nicht behagten, obgleich er in der jetzigen Voreingenommenheit seiner Seele keinen bestimmten Krawohn verspürte und nicht einmal bemerkt hatte, woher die Leute gekommen waren. Melchior Böhni, der seinen Leich Bethesda sozofach beiseite gebracht hatte und sich aufmerksam in der Nähe Strapinskis befand, nannte laut, daß dieser es hören konnte, eine ganz andere Ortschaft als den Ursprungsort des Maskenzuges.



Länger als eine Stunde saß sie unbeweglich.

Bald saßen beide Gesellschaften, jegliche auf ihrem Stodwerke, an den gedeckten Tafeln und gaben sich fröhlichen Gesprächen und Scherzreden hin, in Erwartung weiterer Freuden.

Die kündigten sich denn auch für die Goldacher an, als sie paarweise in den Tanzsaal hinüberschritten und dort die Musiker schon ihre Geigen stimmten. Wie nun aber alles im Kreise stand und sich zum Reihorden wollte, erschien eine Gesandtschaft der Seldwylser, welche das freundschaftliche Besuch und Anerbieten vortrug, den Herren und Frauen von Goldach einen Besuch abzustatten zu dürfen und ihnen zum Ergötzen einen Schautanz aufzuführen. Dieses Anerbieten konnte nicht wohl zurückgewiesen werden; auch versprach man sich von den lustigen Seldwylsern einen tüchtigen Spaß und setzte sich daher nach der Anordnung der besagten Gesandtschaft in einem großen Halbring, in dessen Mitte Strapinski und Reitschen glänzten gleich fürstlichen Sternen. Nun traten allmählich jene besagten Schneidergruppen naheinander ein. Jede führte in zierlichem Gebärdenpiel den Satz „Leute machen Kleider“ und dessen Umkehrung durch, indem sie erst mit Emsigkeit irgendein stattliches Kleidungsstück, einen Fürstenmantel, Priestertalar und dgl. anzufertigen schien und sodann eine dürftige Person damit bekleidete, welche, urplötzlich umgewandelt, sich in höchstem Ansehen aufrichtete und nach dem Takte der Musik feierlich einherging. Auch die Tierfabel wurde in diesem Sinne in Szene gesetzt, da eine gewaltige Krähe erschien, die sich mit Pfauensfedern schmückte und quakend umherhüpfte, ein Wolf, der sich einen Schafspelz zurechtschneiderte, schließlich ein Esel, der eine furchtbare Löwenhaut von Berg trug und sich heroisch damit drapierte, wie mit einem Karbonarimantel. Alle, die so erschienen, traten nach vollbrachter Darstellung zurück und machten allmählich so den Halbkreis der Goldacher zu einem weiten Ring von Zuschauern, dessen innerer Raum endlich leer ward. In diesem Augenblick ging die Musik in eine wehmütig ernste Weise über und zugleich beschritt eine letzte Erscheinung den Kreis, dessen Augen sämtlich auf sie gerichtet waren. Es war ein schlanker junger Mann in dunklem Mantel, dunklen schönen Haaren und mit einer polnischen Mütze; es war niemand

anders als der Graf Strapinski, wie er an jenem Novembertag auf der Straße gewandert und den verhängnisvollen Wagen be-fiegen hatte.

Die ganze Versammlung blickte laufflos gespannt auf die Gestalt, welche feierlich schwermütig einige Gänge nach dem Takte der Musik umher trat, dann in die Mitte des Ringes sich begab, den Mantel auf den Boden breitete, sich schneidermäßig darauf nieder setzte und ansang, ein Bündel auszupacken. Er zog einen beinahe fertigen Grafenrock hervor, ganz wie ihn Strapinski in diesem Augenblicke trug, nähte mit großer Hast und Geschicklichkeit Troddeln und Schnüre darauf und bügelte ihn schulgerecht aus, indem er das scheinbar heiße Bügeleisen mit nassen Fingern prüfte. Dann richtete er sich langsam auf, zog seinen fadenscheinigen Rock aus und das Prachtkleid an, nahm ein Spiegelchen, kämmte sich und vollendete seinen Anzug, daß er endlich als das leibhaftige Ebenbild des Grafen dastand. Unversehens ging die Musik in eine rasche, mutige Weise über, der Mann wickelte seine Siebensachen in den Mantel und warf das Bad weit über die Köpfe der Anwesenden hinweg in die Tiefe des Saales, als wollte er sich ewig von seiner Vergangenheit trennen. Hierauf

beginnt er als stolzer Weltmann in stattlichen Tanzschritten den Kreis, hie und da sich vor den Anwesenden huldreich verbeugend, bis er vor das Brautpaar gelangte. Plötzlich faßte er den Polen, ungeheuer überrascht, fest ins Auge, stand als eine Säule vor ihm still, während gleichzeitig wie auf Verabredung die Musik aufhörte und eine fürchterliche Stille wie ein stummer Blick einfiel.

„Ei, ei, ei, ei!“ rief er mit weithin vernehmlicher Stimme und reckte den Arm gegen den Unglücklichen aus, „sieh da den Bruder Schlesier, den Wasserpolacken! Der mir aus der Arbeit gelaufen ist, weil er wegen einer kleinen Geschäftsschwankung glaubte, es sei zu Ende mit mir. Nun es freut mich, daß es Ihnen so lustig geht und Sie hier fröhliche Fastnacht halten! Stehen Sie in Arbeit zu Goldach?“

Nun kamen die Seldwylser Leute alle herbei und drängten sich um Strapinski und seinen ehemaligen Meister, indem sie ersterem treuherzig die Hand schüttelten, daß er auf seinem Stuhle schwankte und zitterte. Gleichzeitig setzte die Musik wieder ein mit einem lebhaften Marsch; die Seldwylser, soweit sie an dem Brautpaar vorüber waren, ordneten sich zum Abzuge und marschierten unter Abführung eines wohlinstudierten diabolischen Lachchores aus dem Saale, während die Goldacher, unter welchen Böhni die Erklärung des Mirakels blühschnell zu verbreiten gewußt hatte, durcheinander lachten und sich mit den Seldwylsern kreuzten, so daß es einen großen Tumult gab.

Als dieser sich endlich legte, war auch der Saal beinahe leer; wenige Leute standen an den Wänden und flüsterten verlegen miteinander; ein paar junge Damen hielten sich in einiger Entfernung von Nettchen, ungeschlüssig, ob sie sich derselben nähern sollten oder nicht.

Das Paar aber saß unbeweglich auf seinen Stühlen gleich einem steinernen ägyptischen Königspaar, ganz still und einsam; man glaubte den unabsehbaren glühenden Wüstensand zu fühlen.

Nettchen, weiß wie Marmor, wendete das Gesicht langsam nach ihrem Bräutigam und sah ihn seltsam von der Seite an.

Da stand er langsam auf und ging mit schweren Schritten hinweg, die Augen auf den Boden gerichtet, während große Tränen aus denselben fielen.

Er ging durch die Goldacher und Seldwylser, welche die Treppen bedeckten, hindurch wie ein Loter, der sich gespenstlich von einem Jahrmarkt stiehlt, und sie ließen ihn seltsamerweise auch wie einen solchen passieren, indem sie ihm still auswichen, ohne zu lachen oder harte Worte nachzurufen. Bald verschwand er in der Dunkelheit des Waldes, durch welchen sich die Straße zog. Er war barhäuptig, denn seine Polennütze war im Fenstergesimse des Tanzsaales liegengeblieben nebst den Handschuhen, und so schritt er denn gesenkten Hauptes und die frierenden Hände unter die gekreuzten Arme bergend vorwärts, während seine Gedanken sich allmählich sammelten und zu einigem Erkennen gelangten. Das erste deutliche Gefühl, dessen er inne wurde, war dasjenige einer ungeheuren Schande, gleich wie wenn er ein wirklicher Mann von Rang und Ansehen gewesen und nun insam geworden wäre durch Hereinbrechen irgendeines verhängnisvollen Unglückes.

Inzwischen erhob auch Nettchen sich von ihrem einsamen Sige. Sie hatte dem abziehenden Geliebten gewissermaßen aufmerksam nachgeschaut, sah länger als eine Stunde unbeweglich, bis sie ratlos nach der Tür ging. Melchior Böhni, der sich ihr freundlich näherte und ihr die Notwendigkeit darstellte, nunmehr einen Führer und Begleiter nach dem väterlichen Hause zurück zu haben. Ohne zu antworten ging sie festen Schrittes voran nach dem Hofe, wo der Schlitten mit den ungeduldigen, wohlgefütterten Pferden stand, einer der letzten, welche dort waren. Sie nahm rasch darin Platz, ergriff das Leitseil und die Peitsche, und während der achtsame Böhni, mit glücklicher Geschäftigkeit sich gebärend, dem Stallknecht, der die Pferde gehalten, das Trinkgeld hervorlachte, trieb sie unversehens die Pferde an und fuhr auf die Landstraße hinaus in starken Sähen, welche sich bald in einen anhaltenden munteren Galopp verwandelten. Und zwar ging es nicht nach der Heimat, sondern auf der Seldwylser Straße hin. Warum Nettchen jenen Weg eingeschlagen, ob in der Verwirrung oder mit Vorsatz, ist nicht sicher zu berichten. Nur sagte sie mehr als einmal laut vor sich hin: „Ich muß noch zwei Worte mit ihm sprechen, nur zwei Worte!“ Auf der Waldstraße, auf welche der helle Vollmond schien, mähtigte Nettchen den Lauf der Pferde, während sie die traurigen, aber dennoch scharfen Augen gespannt auf den Weg heftete, ohne links und rechts den geringsten auffälligen Gegenstand außer acht zu lassen. Und dennoch war gleichzeitig ihre Seele wie in tiefer,

schwerer, unglücklicher Bergessenheit befangen; was sind Glück und Leben! von was hängen sie ab? Was sind wir selbst, daß wir wegen einer lächerlichen Fastnachtslüge glücklich oder unglücklich werden? Was haben wir verschuldet, wenn wir durch eine fröhliche gläubige Zuneigung Schmach und Hoffnungslosigkeit einernten? Wer sendet uns solche einfältige Truggestalten, die störend in unser Schicksal eingreifen, während sie sich selbst darin auflösen wie schwache Seifenblasen? Solche mehr geträumte als gedachte Fragen umfingen die Seele Nettchens, als ihre Augen sich plötzlich auf einen länglichen dunklen Gegenstand richteten, welcher zur Seite der Straße sich vom mondbeglänzten Schnee abhob. Es war der langhingestreckte Wenzel, dessen dunkles Haar sich mit dem Schatten der Bäume vermischte, während sein schlanker Körper deutlich im Lichte lag. Nettchen hielt unwillkürlich die Pferde an, womit eine tiefe Stille über den Wald kam. Sie starrte unverwandt nach dem dunklen Körper, bis derselbe sich ihrem hellsehenden Auge fast unverkennbar darstellte und sie leise die Zügel festband, ausstieg, die Pferde einen Augenblick beruhigend streichelte und sich hierauf der Erscheinung vorsichtig, lautlos näherte. Ja, er war es. Der dunkelgrüne Samt seines Rockes nahm sich selbst auf dem nächtlichen Schnee schön und edel aus; der schlanke Leib und die geschmeidigen Glieder, wohl geschnürt und bekleidet, alles sagte noch in der Erstarrung, am Rande des Unterganges, im Verlorensein: Kleider machen Leute!

Als sich die einsame Schöne näher über ihn hinbeugte und ihn ganz sicher erkannte, sah sie sogleich die Gefahr, in der sein Leben schwebte. Alles andere vergessend, rüttelte sie den Aermsten und rief ihm seinen Taufnamen ins Ohr: „Wenzel! Wenzel!“ Umsonst, er rührte sich nicht, sondern atmete nur schwach und traurig. Da fiel sie über ihn her, fuhr mit der Hand über sein Gesicht und gab ihm in der Beängstigung Nasenstüber auf die erbleichte Nasenspitze. Dann nahm sie, hierdurch auf einen guten Gedanken gebracht, Hände voll Schnee und rieb ihm die Nase und das Gesicht und auch die Finger tüchtig, soviel sie vermochte, bis sich der Unglückliche erhob, erwachte und langsam seine Gestalt in die Höhe richtete. Er blickte um sich und sah die Retterin vor sich stehen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen; Wenzel erkannte jeden Zug in ihrem weißen Gesicht, das ihn ansah mit großen Augen. Er stürzte vor ihr nieder, küßte den Saum ihres Mantels und rief: „Verzeih mir! Verzeih mir!“

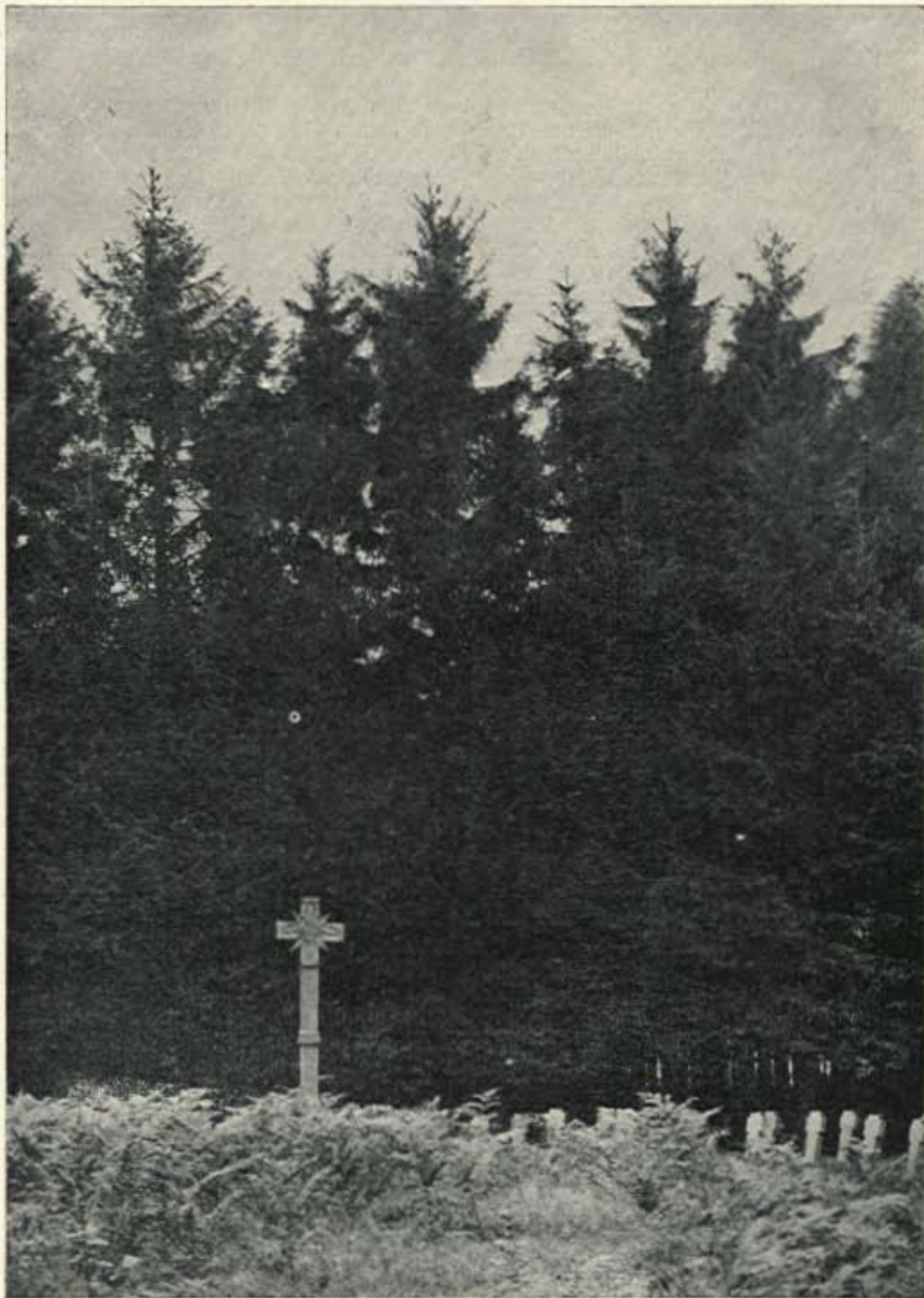
„Komm, fremder Mensch!“ sagte sie mit unterdrückter zitternder Stimme, „ich werde mit dir sprechen und dich fort-schaffen!“ Jenseits des Waldes, unfern der Straße, lag ein Bauernhof, auf welchem eine Bäuerin hauste, deren Mann unlängst gestorben. Nettchen war die Patin eines ihrer Kinder. Gar vergnügt eilte die Bäuerin her, da sie Nettchen sofort erkannte, und bezeugte sich entzückt und eingeschüchert zugleich, auch das große Tier, den fremden Grafen zu sehen. In ihren Augen waren Glück und Glanz dieser Welt in diesen zwei Personen über die Schwelle getreten. Schnell hatte sie ein Knechtchen geweckt, die Pferde zu halten, und bald hatte sie auch einen heißen Kaffee bereitet, welchen sie hereinbrachte, wo Wenzel und Nettchen in der halbdunklen Stube einander gegenüberliefen. Als die Bevattersfrau den Trank auf den Tisch gesetzt hatte, erhob sich Nettchen rasch und flüsterte ihr zu: „Laßt uns jetzt eine halbe Viertelstunde allein, legt Euch aufs Bett, liebe Frau, wir haben uns ein bißchen gezankt und müssen uns heute noch aussprechen, da hier gute Gelegenheit ist!“

„Ich verstehe schon, Ihr macht's gut so!“ sagte die Frau und ließ die zwei allein.

„Trinken Sie dies!“ sagte Nettchen, die sich wieder gesetzt hatte, „es wird Ihnen gesund sein!“ Er blickte sie jetzt auch an, und als ihre Augen sich begegneten und Nettchen forschend die seinigen betrachtete, schüttelte sie das Haupt und sagte dann: „Wer sind Sie? Was wollen Sie mit mir?“ „Ich bin nicht ganz so, wie ich scheine!“ erwiderte er traurig, „ich bin ein armer Narr, aber ich werde alles gut machen und Ihnen Benützung geben und nicht lange mehr am Leben sein!“ Dennoch wiederholte sie: „Ich wünsche zu wissen, wer Sie eigentlich seien und woher Sie kommen und wohin Sie wollen?“

„Es ist alles so gekommen, wie ich Ihnen jetzt der Wahrheit gemäß erzählen will.“ antwortete er und sagte ihr, wer er sei und wie es ihm bei seinem Einzuge in Goldach ergangen. Er beteuerte besonders, wie er mehrmals habe fliehen wollen, schließlich aber durch ihr Erscheinen selbst gehindert worden sei, wie in einem verhegten Traume. Nettchen wurde mehrmals von einem Anflug von Lachen heimgeführt; doch überwog der Ernst ihrer
(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

In der Fremde wie in der Heimat unvergessen!



Wanderer, der du die Sonne noch siehst, o grüß uns die Heimat,
die wir, getreu bis zum Tod, mehr als das Leben geliebt!

Deutsche Kriegsgräberstätte Anloy, Belgien. Das Bild ist vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge zur Verfügung gestellt worden.

In der Fremde wie in der Heimat unvergessen!



Kriegerehrenmal in Cunersdorf i. Erzgeb.

(Fortsetzung von Seite 3.)

Angelegenheit zu sehr, als daß es zum Ausbruch gekommen wäre. Sie fuhr vielmehr fort zu fragen: „Und wohin gedachten Sie mit mir zu gehen und was zu beginnen?“

„Ich weiß es kaum,“ erwiderte er; „ich hoffte auf weitere merkwürdige oder glückliche Dinge; auch gedachte ich zuweilen des Todes in der Art, daß ich mir denselben geben wollte, nachdem ich —“ Hier stockte Wenzel, und sein bleiches Gesicht wurde ganz rot.

„Nun, fahren Sie fort!“ sagte Rettchen, ihrerseits bleich werdend, indessen ihr Herz wunderbar klopfte. Da stammten Wenzels Augen groß und süß auf und er rief: „Ja, jetzt ist es mir klar und deutlich vor Augen, wie es gekommen wäre! Ich wäre mit dir in die weite Welt gegangen, und nachdem ich einige kurze Tage des Glückes mit dir gelebt, hätte ich dir den Betrug gestanden und mir gleichzeitig den Tod gegeben. — O, hätten Sie mich liegen gelassen im kalten Schnee, ich wäre so ruhig eingeschlafen!“ Nach einer Weile sagte Rettchen, die ihn still betrachtete, nachdem das durch Wenzels Reden angefachete Schlagen ihres Herzens sich etwas gelegt hatte: „Haben Sie dergleichen oder ähnliche Streiche schon früher begangen und fremde Menschen angelogen, die Ihnen nichts zuleide getan?“

„Das habe ich mich in dieser bitteren Nacht schon selbst gefragt und mich nicht erinnert, daß ich je ein Lügner gewesen bin! Ja, in jenen Tagen, als der Heng in mir entstanden, etwas Ordentliches zu sein oder zu scheinen, in halber Kindheit noch, habe ich mich selbst überwunden und einem Glück entsagt, das mir beschieden schien!“ — „Was ist dies?“ fragte Rettchen.

„Meine Mutter war, ehe sie sich verheiratet hatte, in Diensten einer benachbarten Gutsherrin und mit derselben auf Reisen und in großen Städten gewesen. Davon hatte sie eine feinere Art bekommen als die anderen Weiber unseres Dorfes, und war wohl auch etwas eitel; denn sie kleidete sich und mich, ihr einziges Kind, immer etwas zierlicher und gesuchter, als es bei uns Sitte war. Der Vater, ein armer Schulmeister, starb aber früh, und so blieb uns bei größter Armut keine Aussicht auf glückliche Erlebnisse, von welchen die Mutter gerne zu träumen pflegte. Vielmehr mußte sie sich harter Arbeit hingeben, um uns zu ernähren, und damit das Liebste, was sie hatte, etwas bessere Haltung und Kleidung, aufopfern. Unerwartet sagte nun jene neu verwitwete Gutsherrin, als ich etwa sechzehn Jahre alt war, sie gehe mit ihrem Haushalt in die Residenz für immer; die Mutter solle mich mitgeben, es sei schade für mich, in dem Dorfe ein Tagelöhner oder Bauernknecht zu werden, sie wolle mich etwas Feines lernen lassen, zu was ich Lust habe, während ich in ihrem Hause leben und diese und jene leichtere Dienstleistungen tun könne. Das schien nun das Herrlichste zu sein, was sich für uns ereignen mochte. Alles wurde demgemäß verabredet und zubereitet, als die Mutter nachdenklich und traurig wurde und mich eines Tages plötzlich mit viel Tränen bat, sie nicht zu verlassen, sondern mit ihr arm zu bleiben; sie werde nicht alt werden, sagte sie, und ich würde gewiß noch zu etwas Gutem gelangen, auch wenn sie tot sei. Die Gutsherrin, der ich das betrübt hinterbrachte, kam her und machte meiner Mutter Vorstellungen; aber diese wurde jetzt ganz aufgereggt und rief einmal um das andere, sie lasse sich ihr Kind nicht rauben; wer es fenne —“

Rettchen fragte: „Was sagte die Mutter, wer es fenne? Warum fahren Sie nicht fort?“ — Wenzel errötete und antwortete: „Sie sagte etwas Seltsames, was ich nicht recht verstand. Jedenfalls blieb ich bei der Mutter. Als ich aber nun auch etwas verdienen lernen sollte, stellte es sich heraus, daß nicht viel anderes zu tun war, als daß ich zu unserem Dorfschneider in die Lehre ging. Ich wollte nicht, aber die Mutter weinte so sehr, daß ich mich ergab. Dies ist die Geschichte.“

Auf Rettchens Frage, warum er denn doch von der Mutter fort sei, erwiderte Wenzel: „Der Militärdienst rief mich weg. Ich wurde ein ganz hübscher roter Husar, obwohl vielleicht der dümmste im Regiment, jedenfalls der stillste. Nach einem Jahr konnte ich endlich auf Urlaub und eilte nach Hause, meine gute Mutter zu sehen; aber sie war eben gestorben. Da bin ich denn, als meine Zeit gekommen war, einsam in die Welt gereist und endlich hier in mein Unglück geraten.“

Rettchen lächelte, als er dieses vor sich hinlagte und sie ihn dabei aufmerksam betrachtete. „Da Sie,“ sagte sie plötzlich, aber dennoch mit zögerndem spitzigem Wesen, „stets so wertgeschätzt und liebenswürdig waren, so haben Sie ohne Zweifel auch jederzeit Ihre gehörige Liebchaften oder dergleichen gehabt und wohl schon mehr als ein Frauenzimmer auf dem Gewissen — von mir nicht zu reden?“ — „Ach Gott,“ erwiderte Wenzel, ganz

rot werdend, „eh' ich zu Ihnen kam, habe ich niemals auch nur die Fingerspitzen eines Mädchens berührt, ausgenommen —“ — „Nun?“ sagte Rettchen. — „Nun,“ fuhr er fort, „das war eben jene Frau, die mich mitnehmen und bilden lassen wollte, die hatte ein Kind, ein Mädchen von 7 oder 8 Jahren, ein seltsames, heftiges Kind und doch gut wie Zucker und schön wie ein Engel. Dem hatte ich vielfach den Diener und Beschützer machen müssen, und es hatte sich an mich gewöhnt. Ich mußte es regelmäßig nach dem entfernten Pfarrhof bringen, wo es bei dem alten Pfarrer Unterricht genoß, und es von da wieder abholen. Auch sonst mußte ich öfter mit ihm ins Freie, wenn sonst niemand gerade mitgehen konnte. Dieses Kind nun, als ich es zum letztenmal im Abendschein über das Feld nach Hause führte, fing von der bevorstehenden Abreise zu reden an, erklärte mir, ich müßte dennoch mitgehen, und fragte, ob ich es tun wollte. Ich sagte, daß es nicht sein könne. Das Kind fuhr aber fort, gar beweglich und dringlich zu bitten, indem es mir am Arme hing und mich am Gehen hinderte, wie Kinder zu tun pflegen, so daß ich mich bedachtlos wohl etwas unwirsch frei machte. Da senkte das Mädchen sein Haupt und suchte beschämt und traurig die Tränen zu bemeistern. Betroffen wollte ich das Kind begütigen, allein nun wandte es sich zornig ab und entließ mich in Ungnaden. Seitdem ist mir das schöne Kind immer im Sinne geblieben, und mein Herz hat immer an ihm gehangen, obgleich ich nie wieder von ihm gehört habe —“

„Nun,“ sagte Rettchen ihrerseits mit seltsamem Tone, in gleicher Weise etwas blaß geworden, „was sehen Sie mich so an?“ Wenzel aber streckte den Arm aus, zeigte mit dem Finger auf sie, wie wenn er einen Geist sähe, und rief: „Dieses habe ich auch schon erblickt. Wenn jenes Kind zornig war, so hoben sich ganz so, wie bei Ihnen, die schönen Haare um Stirne und Schläfe ein wenig aufwärts, daß man sie sich bewegen sah, und so war es auch zuletzt auf dem Feld in jenem Abendglanze.“ — Nach kurzem Schweigen, indem ihre Brust sich zu heben begann, stand Rettchen auf, ging um den Tisch herum dem Manne entgegen und fiel ihm um den Hals mit den Worten: „Ich will dich nicht verlassen! Du bist mein, und ich will mit dir gehen trotz aller Welt!“

So feierte sie erst jetzt ihre rechte Verlobung aus tief entschlossener Seele, indem sie in süßer Leidenschaft ein Schicksal auf sich nahm und Treue hielt. Doch war sie keineswegs so blöde, dieses Schicksal nicht selbst ein wenig lenken zu wollen; vielmehr faßte sie rasch und keck neue Entschlüsse. Denn sie sagte zu dem guten Wenzel, der in dem abermaligen Glückswechsel verloren träumte: „Nun wollen wir gerade nach Seldwyla gehen und den Dortigen, die uns zu zerstören gedachten, zeigen, daß sie uns erst recht vereinigt und glücklich gemacht haben!“

Dem wackeren Wenzel wollte dies nicht einleuchten. Er wünschte vielmehr in unbekannte Weiten zu ziehen und geheimnisvoll, romantisch dort zu leben in stillem Glück, wie er sagte.

Allein Rettchen rief: „Keine Romane mehr! Wie du bist, armer Wandersmann, will ich mich zu dir bekennen und in meiner Heimat allen diesen Stolzen und Spöttern zum Trost dein Weib sein. Wir wollen nach Seldwyl gehen und dort durch Tätigkeit und Klugheit die Menschen, die uns verhöhnt haben, von uns abhängig machen!“

Und wie gesagt, so getan! Nachdem die Bäuerin herbeigerufen und von Wenzel, der anfangs seine neue Stellung einzunehmen, beschenkt worden war, fuhren sie ihres Weges weiter. Wenzel führte jetzt die Zügel. Rettchen lehnt sich so zufrieden an ihn, als ob er eine Kirchensäule wäre. Denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und Rettchen war just vor drei Tagen volljährig geworden und konnte dem ihrigen folgen.

In Seldwyla hielten sie vor dem Gasthause zum Regenbogen, wo noch eine Zahl jener Schlittensfahrer beim Glase saß. Als das Paar im Wirtshause erschien, lief wie ein Feuer die Rede herum: „Ha, da haben wir eine Entführung; wir haben eine köstliche Geschichte eingeleitet!“ Doch ging Wenzel ohne Umsehen hindurch mit seiner Braut, und nachdem sie in ihren Gemächern verschwunden war, begab er sich in den Wilden Mann, ein anderes gutes Gasthaus, und schritt stolz durch die dort ebenfalls noch hausenden Seldwylser hindurch in ein Zimmer, das er begehrt, und überließ sie ihren erstaunten Beratungen, über welchen sie sich das grimmigste Kopfweh anzutrinken gewohnt waren. Auch in der Stadt Goldbach lief um die gleiche Zeit schon das Wort „Entführung!“ herum.

In aller Frühe schon fuhr auch der Teich Bethesda nach Seldwyla, von dem aufgeregten Böhni und Rettchens betroffenen Vater bestiegen. Fast wären sie in ihrer Eile ohne Aufenthalt

durch Seldwyla gefahren, als sie noch rechtzeitig den Schlitten Fortuna wohlbehalten vor dem Gasthause stehen sahen und zu ihrem Troste vermuteten, daß die schönen Pferde auch nicht weit sein würden. Sie ließen daher ausspannen, als sich die Vermutung bestätigte und sie die Ankunft und den Aufenthalt Rettchens vernahmen, und gingen gleichfalls in den Regenbogen hinein. Es dauerte jedoch eine kleine Weile, bis Rettchen den Vater bitten ließ, sie auf ihrem Zimmer zu besuchen und dort allein mit ihr zu sprechen. Auch sagte man, sie habe bereits den ersten Rechtsanwält der Stadt rufen lassen, welcher im Laufe des Vormittags erscheinen werde. Der Amtsrat ging etwas schweren Herzens zu seiner Tochter hinauf, überlegend, auf welche Weise er das desperate Kind am besten aus der Verirrung zurückführe, und war auf ein verzweifelttes Gebaren gefaßt. Allein mit Ruhe und sanfter Festigkeit trat ihm Rettchen entgegen. Sie dankte ihrem Vater mit Rührung für alle ihr bewiesene Liebe und Güte und erklärte sodann in bestimmten Sätzen: erstens wolle sie nach dem Borgefallenen nicht mehr in Goldach leben, wenigstens nicht die nächsten Jahre; zweitens wünsche sie ihr bedeutendes mütterliches Erbe an sich zu nehmen, welches der Vater ja schon lange für den Fall ihrer Verheiratung bereit gehalten; drittens wolle sie den Wenzel Strapinski heiraten, woran vor allem nichts zu ändern sei; viertens wolle sie mit ihm in Seldwyla wohnen und ihm da ein tüchtiges Geschäft aründen helfen, und fünftens und sechstens werde alles gut werden; denn sie habe sich überzeugt, daß er ein guter Mensch sei und sie glücklich machen werde. Der Amtsrat begann seine Arbeit mit der Erinnerung, daß Rettchen ja wisse, wie sehr er schon erwünscht habe, ihr Vermögen zur Be-



Doch Wenzel ging mit seiner Braut ohne Umsehen durch das Gasthaus »Zum Regenbogen.«

aründung ihres wahren Glückes je eher je lieber in ihre Hände legen zu können. Dann aber schilderte er mit aller Bekümmernis, die ihn seit der ersten Kunde von der schrecklichen Katastrophe erfüllte, das Unmöglische des Verhältnisses, das sie festhalten wolle, und schließlich zeigte er das große Mittel, durch welches sich der schwere Konflikt allein würdig lösen lasse. Herr Böhni sei es, der bereit sei, durch augenblickliches Eintreten mit seiner Person den ganzen Handel niederzuschlagen und mit seinem unantastbaren Namen ihre Ehre vor der Welt zu schützen und aufrechtzuerhalten. Aber das Wort Ehre brachte nun doch die Tochter in größere Aufregung. Sie rief, gerade die Ehre sei es, welche ihr anbiete, den Herrn Böhni nicht zu heiraten, weil sie ihn nicht leiden könne, dagegen dem armen Fremden getreu zu bleiben, welchem sie ihr Wort gegeben habe, und den sie auch leiden könne! Fast gleichzeitig drangen Wenzel und Böhni herein, welche auf der Treppe zusammengetroffen, und es drohte eine große Verwirrung zu entstehen, als auch der Rechtsanwält erschien. Als er in wenigen vorläufigen Worten vernahm, worum es sich handle, ordnete er an, daß vor allem Wenzel sich in den Wilden Mann zurückziehe und sich dort still halte, daß auch Herr Böhni sich nicht einmische und fortgehe, daß Rettchen ihrerseits alle Formen des bürgerlichen guten Tones wahre bis zum Austrag der Sache und der Vater auf jede Ausübung von Zwang verzichte, da die Freiheit der Tochter gesetzlich unbezweifelst sei.

So gab es denn einen Waffenstillstand und eine allgemeine Trennung für einige Stunden. In der Stadt, wo der Anwalt ein paar Worte verlauten ließ von einem großen Vermögen, welches vielleicht nach Seldwyla käme durch diese Geschichte, ent-

stand nun ein großer Lärm. Die Stimmung der Seldwylser schlug plötzlich um zugunsten des Schneiders und seiner Verlobten, und sie beschloßen, die Liebenden zu schützen mit Gut und Blut und in ihrer Stadt Recht und Freiheit der Person zu wahren. Als daher das Gerücht umging, die Schöne von Goldach sollte mit Gewalt zurückgeführt werden, rotteten sie sich zusammen, stellten bewaffnete Schutz- und Ehrenwachen vor den Regenbogen und vor den Wilden Mann und begingen überhaupt mit gewaltiger Lustbarkeit eines ihrer großen Abenteuer, als merkwürdige Fortsetzung des gestrigen. Der erschreckte und gereizte Amtsrat schickte seinen Böhni nach Goldach um Hilfe. Der fuhr im Galopp hin, und am nächsten Tage fuhren eine Anzahl Männer mit einer ansehnlichen Polizeimacht von dort herüber, um dem Amtsrat beizustehen, und es hatte den Anschein, als ob Seldwyla ein neues Troja werden sollte. Die Parteien standen sich drohend gegenüber; der Stadttambour drehte bereits an seiner Spannschraube und tat einzelne Schläge mit dem rechten Schlägel. Da kamen höhere Amtspersonen, geistliche und weltliche Herren, auf den Platz, und die Unterhandlungen, welche allseitig gepflogen wurden, ergaben endlich, daß Rettchen fest blieb und Wenzel sich nicht einschüchtern ließ, aufgemuntert durch die Seldwylser, daß das Aufgebot ihrer Ehe nach Sammlung aller nötigen Schriften förmlich stattfinden und daß gewärtigt werden solle, ob und welche gesetzliche Einsprachen während dieses Verfahrens dagegen erhoben würden und mit welchem Erfolge.

Solche Einsprachen konnten bei der Volljährigkeit Rettchens einzig noch erhoben werden wegen der zweifelhaften Person des falschen Grafen Strapinski. Allein der Rechtsanwält, der seine und Rettchens Sache nun führte, ermittelte, daß dem fremden jungen Mann weder in seiner Heimat noch auf seinen bisherigen Fahrten auch nur der Schatten eines bösen Leumunds getroffen habe und von überall her nur gute und wohlwollende Zeugnisse für ihn einliefen. Was die Ereignisse in Goldach betraf, so wies der Advokat nach, daß Wenzel sich eigentlich gar nie selbst für einen Grafen ausgegeben, sondern daß ihm dieser Rang von andern gewaltsam verliehen worden; daß er schriftlich auf allen vorhandenen Belegstücken mit seinem wirklichen Namen Wenzel Strapinski ohne jede Zutat sich unterzeichnet hatte und somit kein anderes Vergehen vorlag, als daß er eine törichte Gastfreundschaft genossen hatte, die ihm nicht gewährt worden wäre, wenn er nicht in jenem Wagen angekommen wäre und jener Kutscher nicht einen schlechten Spaß gemacht hätte.

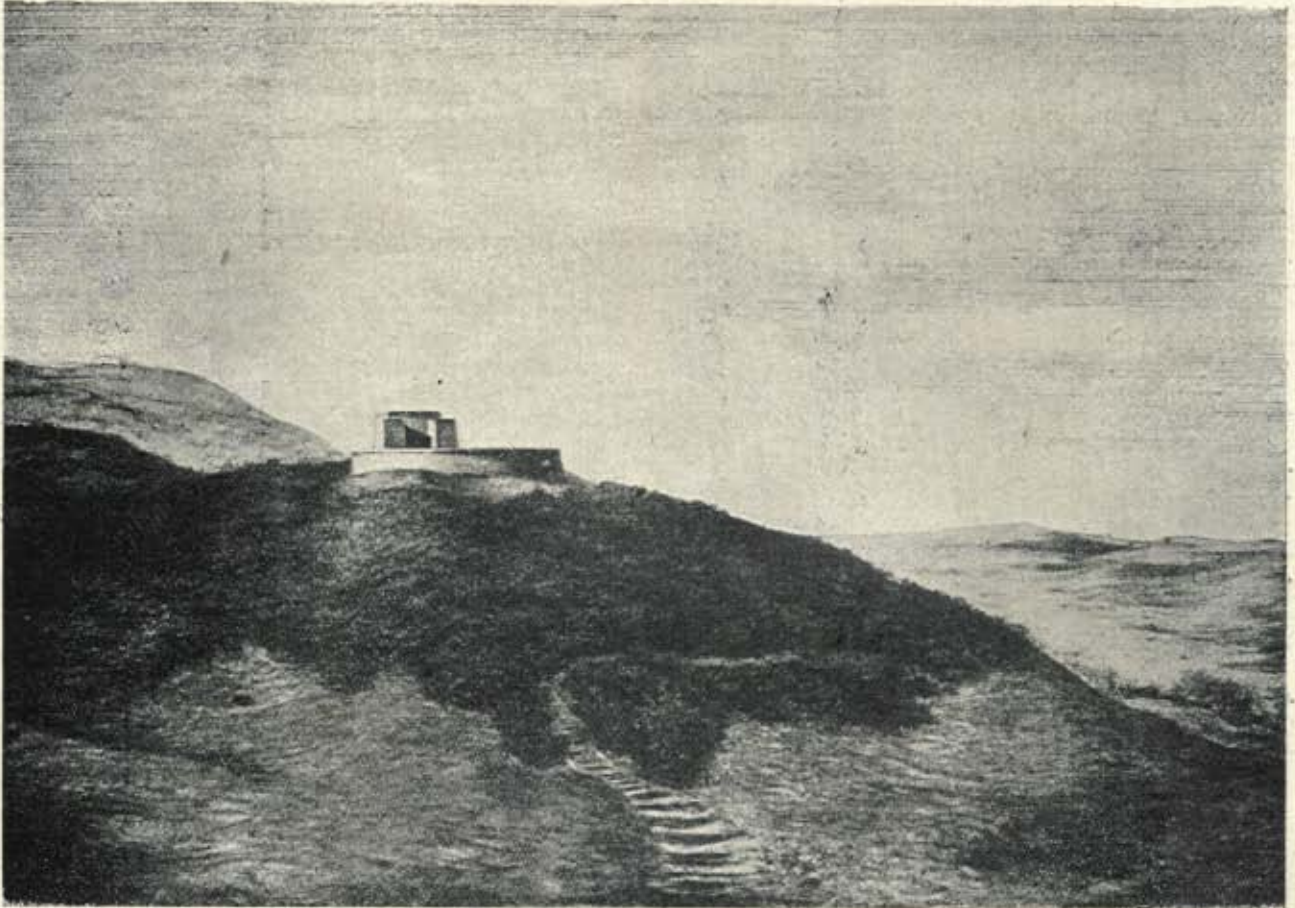
So endigte denn der Krieg mit einer Hochzeit, an welcher die Seldwylser mit ihren sogenannten Raßenköpfen gewaltig schossen zum Verdruß der Goldacher, welche den Geschützdonner gut hören konnten, da der Westwind wehte. Der Amtsrat gab Rettchen ihr ganzes Gut heraus, und sie sagte, Wenzel müsse nun ein großer Marchand-Tailleur und Tuchherr werden in Seldwyla; denn da hieß der Tuchhändler noch Tuchherr, der Eisenhändler Eisenherr usw.

Das geschah denn auch, aber in ganz anderer Weise, als die Seldwylser geträumt hatten. Er war bescheiden, sparsam und fleißig in seinem Geschäft, welchem er einen großen Umfang zu geben verstand. Er machte ihnen ihre weichenfarbigen oder weiß und blau gewürfelten Sammetwesten, ihre Ballkräcke mit goldenen Knöpfen, ihre rot ausgeschlagenen Mäntel, und alles waren sie ihm schuldig, aber nie zu lange Zeit. Denn um neue noch schönere Sachen zu erhalten, welche er kommen oder anfertigen ließ, mußten sie ihm das Frühere bezahlen, so daß sie untereinander klagten, er presse ihnen das Blut unter den Nägeln hervor.

Dabei wurde er rund und stattlich und sah beinahe gar nicht mehr träumerisch aus; er wurde von Jahr zu Jahr geschäftserfahrener und gewandter und wußte in Verbindung mit seinem bald verhöhten Schwiegervater, dem Amtsrat, so gute Spekulationen zu machen, daß sich sein Vermögen verdoppelte und er nach zehn oder zwölf Jahren mit ebenso vielen Kindern, die inzwischen Rettchen geboren hatte, und mit letzterer nach Goldach übersiedelte und daselbst ein angesehenener Mann ward. Aber in Seldwyla ließ er nicht einen Stüber zurück, sei es aus Undank oder aus Rache. Ende.



Die Totenburg



Deutsche Kriegsgräberstätte Bitolj, früher Monastir, Jugoslawien Erbaut vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Die für uns gefallen,
Zu herrlichen Hallen
Tragt sie empor.

Wer je sich vermessen,
Sie zu vergessen,
Den Glauben an Ehre und Volk verlor

Herbert Böhme.